Das Schneiderlein
und die zwölf Rothöschen

war einmal ein Schneiderlein das saß in seiner Werkstatt auf einem Tisch und nähte fleißig darauf los.

Zu diesem Schneider kam einst ein Mann, der trug über den Arm ein rotes Tuch und sprach: "Meisterlein, könnt ihr mir nicht aus diesem Stück ein Paar Hosen machen?! - "O ja!" sagte das Schneiderlein und maß das Stück am Arm aus.

"Vielleicht gäbe es auch zwei Paar?!" sagte der Mann. Da nickte dem Kopf, lächelte und sagte: "O ja, das kann geschehen!" Da dachte der Mann: "Seht doch, was das für ein Schalk ist; hätte ich's bei einem

Paar gelassen, so hätte das Schneiderlein den Rest für sich behalten!" - "Aber es gibt vielleicht gar drei Paar?" fragte er das Schneiderlein. - "O ja!" meinte dieses und lächelte schelmisch.

Da fuhr der Mann fort, mit ihm zu handeln, und das Schneiderlein erbot sich endlich, ihm ein Dutzend Hosen aus dem Stück Tuch zu verfertigen. "Bis morgen könnt ihr sie haben!" sagte es und der Mann ging weiter.

Als der Fremde fort war, fuhr das Schneiderlein mit seiner Schere in das Tuch und schnitt und schnitt, bis die zwölf Höslein in Stücken da lagen. Dann setzte er sich hin und nähte Tag und Nacht und ruhte nicht, bis er fertig war; wie er aber das letzte Paar an den Nagel gehängt hatte, da tat er einen großen Biss in ein Butterbrot und sprach mit sichtbarem Wohlgefallen: "Nach getaner Arbeit ist gut ruh'n; der Fremde wird sich über meine Geschicklichkeit wundern!" Der kam, wie er gesagt hatte, und fragte nach seinen zwölf Paar Hosen.

"Da sind sie!" sagte das Schneiderlein und hob sie mit seiner Elle herunter. "Es ist ein Paar schöner als das andere!" Die zwölf Höschen waren aber so klein ausgefallen, dass das Schneiderlein eines in die Hand nahm, die zwei Finger durch die Beine steckte und den Daumen der anderen Hand dahinter hielt; da sah es aus wie ein Männchen.

"Seid ihr zufrieden mit meiner Arbeit?" fragte er. - "Ihr seid ein Schelm, Meister, aber ein Schelm, wie ich ihn brauche. Kommt mit mir, ihr sollt es gut bei mir haben!" meinte der Fremde.

Da holte das Schneiderlein Sonntagsrock und Hut und vergaß auch den Knotenstock nicht, der in der Erde hinter dem Ofen stand. Seine paar Habseligkeiten aber band er in ein Sacktuch; vor allem jedoch nahm er Nadel, Fingerhut und Schere zu sich. Auf die Spitze seines Hutes steckte er einen Knäuel Zwirn und sagte: "Man muss doch auch sehen, dass ich ein Schneider bin!".

Die beiden zogen miteinander fort und kamen am Abend in einen weiten Wald, in dem wohnte der Fremde. Da standen zwei Häuser; das eine war stattlich und groß, das andere winzig und klein.

An dem kleinen Hause aber waren Fenster und Türen wie an dem großen, und wie der Storch am großen Haus sein Nest gebaut hatte, so hatte sich auf dem kleinen ein Zaunkönig niedergelassen und zwitscherte recht anmutig, wenn der langbeinige Storch sein altmodisches Lied herplapperte.

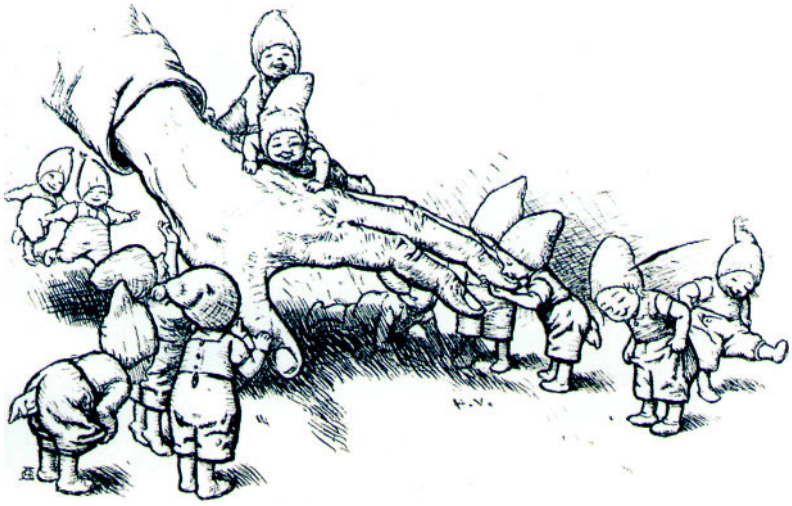
"Wer wohnt denn da in dem Häuschen?" fragte das Schneiderlein.

"Darin wohnen meine Kinder!" antwortete der Mann. - "Eure Kinder?" sagte das Schneiderlein und sah ihn mit großen Augen an, so groß nämlich, wie ein Schneiderlein von seiner Statur Augen machen kann.

"Der Himmel steh' mir bei!" fuhr er fort. "Da müsste ich ja meinen Kopf zum Schornstein herausstrecken, wenn ich drin wäre, und bin doch auch keiner von den größten!" - "Ja, so ist es!" sagte der Fremde und klatschte in die Hände, da kamen zwölf Männlein heraus spaziert, etwas größer als eine Faust.

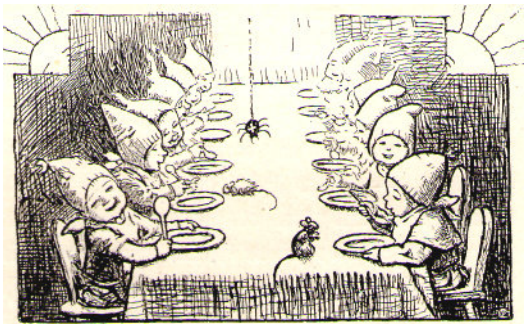
"Hier hab' ich euch was mitgebracht!" rief der Alte. "Das habt ihr eurem Oheim zu verdanken, der hier vor euch steht!" und zeigte dabei auf den Schneider. "Kommt her und küsst eurem Ohm die Hand!"

Das Schneiderlein wusste dabei nicht, was es sagen oder denken sollte. Es reichte aber doch seine Hand hin und sagte: "Kommt her, meine lieben Neffen, seid mir vielmals gegrüßt!" Da kamen sie herbei einer nach dem andern und hatten ihre große Not, bis sie dem Ohm die Hand herumdrehten, denn aus Ungeschick hatte er ihnen die innere Seite hingereicht. Sie brachten es aber doch am Ende fertig, und das Schneiderlein



war recht freundlich und vertraut mit seinen neuen Verwandten; darauf gingen sie miteinander in das große Haus und setzten sich an den Tisch zum Essen. Die zwölf Rothöschen aber aßen an einem besonderen Tischlein und banden sorgfältig ein Tuch in das Knopfloch, um ihre neuen Hosen nicht zu beschmutzen.

Der Tisch war gedeckt und jeder hatte einen Teller und einen Löffel vor sich; doch es erschien niemand, der ihnen Speisen brachte. Dem Schneiderlein wurde es ganz unheimlich im Magen; er saß und wartete und wartete; aber nichts wollte kommen.



Die anderen jedoch aßen so eifrig von ihren Tellern, daß das Schneiderlein nicht wusste, was das bedeuten solle. "Ei, so esst doch, Oheim!" sagte eines der Rothöschen. "Tut nur nicht so fremd! Denkt' ihr seid jetzt ganz bei uns zu eine Kunst!" sagte das Schneiderlein. "Wo nichts ist, kann man nichts nehmen; gebt mir nur erst etwas!" - "Ja so!" sagte der Alte. "Ich habe wirklich vergessen, Oheim, euch mit unseren Einrichtungen bekannt zu

machen; wir leben von der Luft und speisen Sonnenstrahlen. Das ist ein ganz vortreffliches Gericht, das den Körper immer wohl und gesund erhält. Daher kommt's, dass wir nie etwas von Krankheit spüren; wir haben kein Kopf- und kein Zahnweh, weder Brustbeschwerden noch Podagra und Bauchgrimmen. So habe ich immer gelebt und so ziehe ich auch meine Kinder groß!" - "Ja man sieht's", sagte das Schneiderlein, "wie gut es bei ihnen anschlägt. Aber aufrichtig gesagt, werter Gönner, nehmt mir's nicht übel, diese Lebensart scheint mir doch etwas mager zu sein und ich glaube, dass schon eine ordentliche Portion Sonnenstrahlen dazu gehört, um satt zu werden. Ich bin zwar nicht gegen das Neue eingenommen; aber es wäre mir doch eine Schüssel Sauerkraut mit einer Bratwurst lieber!" - "Das versteht ihr nicht!" sagte der Alte. "Wer sich einmal an unsere Lebensart gewöhnt hat, der vertauscht sie um alles in der Welt nicht mit einer anderen; probiert's nur einmal!"

Als das Schneiderlein sah, dass nichts anderes kam, gab er sich in Geduld darein, aß von den leeren Tellern Sonnenstrahlen wie die anderen, wischte sich zuletzt den Mund mit seiner Serviette ab und sagte, um sich seinen neuen Verwandten gefällig zu erweisen: "Ihr habt recht, meine lieben Neffen, Sonnenstrahlen sind ein köstliches Essen!" Zugleich aber schnürte er seinen Gürtel um ein Loch fester zusammen, plauderte und vergaß darüber seinen nagenden Hunger.

Am Abend war der Tisch gar nicht gedeckt und das Schneiderlein sah auch diese Hoffnung schwinden, etwas in seinen hungrigen Magen zu bringen; denn er hatte gedacht, am Abend, wenn die Sonne nicht mehr scheine, könnten sie doch keine Sonnenstrahlen essen. Sie stellten sich aber alle ans Fenster und sahen dem Mond eine Zeitlang mit offenem Mund an und versäumten nicht, das Schneiderlein einzuladen. "Wir haben des Abends kalte Küche", sagten sie, "aber es ist der Gesundheit sehr zuträglich; warme Speisen hindern die Verdauung und auf einige Mund voll Mondschein schläft sich's ganz vortrefflich!" - "Ihr habt ganz recht, meine werten Neffen!" sagte das Schneiderlein und tat, als ob er begierig den Mondschein einschlürfe; insgeheim zog er aber seinen Gürtel wieder um ein Loch zusammen und dachte dabei: "O, säße ich doch daheim in meinem Häuschen; da stünde ein Topf mit Kartoffeln am Feuer, woran ich mich laben könnte; hier ist's nicht auszuhalten!"

Er schwieg aber dennoch still und sagte, er wolle jetzt schlafen gehen, er sei etwas müd geworden. "Wir gehen sogleich mit euch!" sprach der Alte. Da führte er das Schneiderlein und die zwölf Rothöschen in ein großes Zimmer; in dem standen aber weder Bett, Stuhl noch Tisch.

"Ihr werdet wahrscheinlich auch nicht wissen, wie man hier schläft?" sagte der Alte. "Seht, wir machen es so!".

Da stellte er sich mit den zwölf Rothöschen an die Wand und zog

ein Bein in die Höhe, so dass er nur noch auf einem stand. Dann fasste er den Ellenbogen des rechten Armes mit der linken Hand, den Zeigefinger der rechten Hand aber legte er auf die Spitze seiner Nase, machte die Augen zu und tat, als ob er schliefe. "Seht!" sagte er zum Schneiderlein, "So schlafen wir und ich rate euch, es ebenso zu machen!" - "Ländlich, sittlich!" meinte das Schneiderlein und tat, was man ihm sagte. Lange hielt er es aber nicht aus; denn der Schlaf überwältigte ihn bald, so dass er auf den Boden sank.

Er schlief fest und wachte erst auf, als die Sonne zum Fenster herein schien und der Storch sein Morgenlied klapperte. Da rieb er die Augen und schaute um sich. Die Rothöschen waren mit ihrem Vater verschwunden; drum raffte er seine Habseligkeiten zusammen, nahm seinen Knotenstock und trat zum Haus heraus. Vor der Tür aber stand der Alte mit den Söhnen, die frühstückten zusammen Sonnenstrahlen.

"Wollt ihr nicht auch eine Tasse trinken, Oheim?" sagte der Alte. - "Ich danke!" erwiderte das Schneiderlein und zog seinen Gürtel wiederum enger zusammen. "Ich bin noch ganz satt von gestern Abend, wenn ihr aber erlaubt, so will ich meine Reise weiter fortsetzen!" - "Wie, unser wertester Oheim", sagten die Rothöschen, "ihr wollt uns schon wieder verlassen? Ihr seid ja eben erst gekommen. Bleibt doch noch eine Zeit lang hier!" - "Meine Kunden möchten sich indessen an einen andern Meister wenden", sagte das Schneiderlein, "wenn ich solange ausbleibe". - "Lebt recht wohl, lieber Oheim!" riefen die Rothöschen nun. - "Lebt wohl meine lieben Neffen, und besucht mich bald!" Damit empfahl er sich ihnen und ging eilig durch den Wald. Er wusste aber gar nicht, wo er hinging, und wollte lieber an jedem andern Ort sein als bei diesen Sonnenscheinessern.

Den ganzen Vormittag hindurch marschierte er, ohne ein einziges Mal auszuruhen. Endlich setzte er sich müd und matt unter einen alten Eichenbaum und seufzte: "Wenn ich doch nur ein Stückchen Brot hätte!" und suchte alle seine Taschen durch. Er hatte aber nicht darauf acht gehabt, was um ihn vorging; denn als er wieder vor sich hinblickte, sah er auf dem Boden einen Laib Brot liegen, so schön und appetitlich, wie das Schneiderlein in seinem Leben je einen gegessen hatte. "Ei, wie geht denn das zu?" rief er aus. "Wo kommt denn auf einmal das Brot her? Es war doch nicht da, eh' ich kam, und es hat mir's doch auch niemand gebracht? Aber was tut's? Ich habe seit gestern manches gesehen, was ich für ein Märchen halten würde, wenn es mit ein anderer erzählte; ich will mir's schmecken lassen!"

Damit zog er sein Messer heraus und schnitt sich ein tüchtiges Stück Brot herunter. Er kaute mit vollen Backen und meinte: "Das schmeckt doch ganz anders als Sonnenstrahlen; so ein Stück Schinken aber als Zugäbe wäre auch nicht übel!" Wie er das sagte, hörte er ein Geräusch, das ihn bewog, umzuschauen; es war aber nur ein Blatt, das von einem Baum gefallen war.

Als er jedoch wieder vor sich blickte, sie, da lag ein großes Kohlblatt auf dem Gras und darauf ein prächtiger Schinken und eine große schöne Wurst sowie ein paar Semmeln. "Gesegnet sei die unsichtbare Hand", rief er aus, "die mich so herrlich bedient; wahrlich, seit meiner Eltern goldener Hochzeit habe ich so prächtig nicht mehr gelebt; jetzt noch einen Schluck Wein und ich tausche nicht mit allen Königen der Welt!" Er hatte aber kaum ausgesprochen, da fühlte er in seiner linken Rocktasche etwas Schweres; er griff schnell hinein und zog

eine ganze Flasche Wein hervor. "Jetzt bin ich zufrieden!" rief er im höchsten Entzücken und tanzte mit der Flasche im Kreis herum.

Dann zog er den Stöpsel heraus und tat einen tüchtigen Schluck. "Ach, ist der köstlich!" lachte er. "So hat unser gnädiger Herr im Dorf keinen im Keller! Jetzt kommt mir noch einmal, ihr Sonnenscheinesser und Mondscheintrinker! Hier geht's anders zu als bei euch!" - "Hahaha, du kleiner Narr!" rief eine lustige Stimme hinter dem Gebüsch. "Sie einmal, er ist da?" Zugleich trat der Sonnenscheinesser mit seinen zwölf Rothöschen hervor und wünschte dem Schneiderlein, dem vor Schreck die Weinflasche aus der Hand gefallen war, guten Appetit. "Seid mir willkommen!" stammelte er endlich und verzog das erblasste Gesicht so freundlich, als er es vermochte. "Wollt ihr euch nicht niederlassen, meine werten Neffen? Es ist mir leid, dass ich euch von meiner Mahlzeit nichts anbieten kann, da euch diese Speisen zuwider sind; geht aber nur hier vor den Wald hinaus, da scheint die Sonne recht warm vom Himmel herab und ihr könnt nach Herzenslust schmausen!"

So hoffte er, sie los zu werden; aber der Alte nahm ihn beiseite und sagte: "Meisterlein, lasst euch nicht bange werden; ich habe schon manchen Fremden beherbergt; jedoch alle sind grob und unverschämt geworden, wenn ich sie gebeten habe mit mir zu essen; ihr allein ward

höflich und habt euren Hunger unterdrückt; ihr sollt dafür haben, was ihr begehrt!" - "Wertester Gönner!" sprach das Schneiderlein. "Vor allem bitt ich, mir etwas dauerhaftere Speisen zu geben, als ihr überirdischen Personen - denn das seid ihr allem Anschein nach - zu genießen pflegt! Zum Exempel, ich würde täglich mit so einer Mahlzeit zufrieden sein, wie ich sie heute gehabt habe!" - Das soll euch werden!" sagte der Alte. "Denn was ihr eben gegessen habt, das kommt von mir; wisst, ich verstehe mich ein wenig darauf, etwas unsichtbar herbeizuzaubern!" - "Nun, wenn das ist", entgegnete das Schneiderlein, "so bin ich zufrieden! - Was soll aber dann mein Geschäft mit euch sein?" fragte er weiter. - "Ihr sollt meine Söhne in eurem Handwerk unterrichten!" sagte der Alte. "Ich habe immer sagen hören, Handwerk habe einen goldenen Boden; das sollen meine Söhne probieren!" - "Von Herzen gern"! erwiderte das Schneiderlein. "Ihr sollt Freude erleben an euren Söhnen, wenn sie mein Handwerk lernen!"

Dann packte er sein Bündel unter den Arm, nahm seinen Stock und wanderte mit dem Alten fort. Sie waren aber noch nicht weit gegangen, da sahen sie die zwei Häuser schon vor sich, von denen der Schneider des Morgens ausgezogen war. Denn in seiner Eile hatte er nicht acht gehabt und war in einem großen Kreis herumgelaufen. Der Alte führte ihn ins Haus und wies ihm ein hübsches Zimmer an; in dem stand ein Tisch und ein gutes Federbett; für die Söhne war aber da ein besonderes Tischchen mit zwölf kleinen Stühlen.

Das Schneiderlein begann alsbald sein Lehramt und die jungen Rothöschen machten so schnelle Fortschritte, dass nach wenigen Wochen schon drei die Wanderschaft antreten konnten. Ihr Vater aber steckte einem jeden einen Ring an den Finger und ließ sie ziehen.

Als zwölf Wochen vergangen waren, da waren auch die letzten drei Rothöschen als ausgelernte Schneider in die weite Welt gegangen.

Der Alte aber sprach: "Meisterlein, ich bin euch unendlichen Dank schuldig für das gute Werk, das ihr an meinen Söhnen getan habt, uns ich weiß gar nicht, sie ich es euch vergelten soll. Geld habe ich keins und halte es auch nicht für würdig, damit so große Dienste zu belohnen. Ich will euch aber hier ein kleines Pfeifchen geben, das hat zwei merkwürdige Eigenschaften, die euch einst von Nutzen sein können. Blast ihr zum einen Ende hinein, so wird alles, was ihr nicht haben wollt, vor euch fliehen; pfeift ihr jedoch auf dem andern Ende, so wird das, was ihr
haben wollt, zu euch kommen!" - "Ich danke euch", sagte das Schneiderlein, "für euer schönes Geschenk; ich werde es gut brauchen

können. So leer auch daheim mein Häuschen ist, so werde ich doch zuweilen von Mäusen und anderem Ungeziefer geplagt; das kann ich nun auf gute Art los werden!"

Damit schnallte er sein Ränzlein, nahm Abschied und, nachdem ihm der Alte den Weg gezeigt hatte, mache er sich auf nach der Heimat. Er kam ohne Hindernis nach Haus und fand seine Wohnung, wie er sie verlassen. Nachdem er von den mitgebrachten Lebensmitteln eine gute Abendmahlzeit gehalten hatte, legte er sich nieder, den andern Morgen saß er aber schon wieder vor seiner Tür und arbeitete so fleißig darauf los wie früher.

Als die Nachbarn und Freunde von seiner Ankunft hörten, kamen sie und brachten ihm Arbeit; doch Meister Schneiderlein konnte sich nicht mehr recht an die Heimat gewöhnen. Er hatte jetzt schon ein Stück von der Welt gesehen und die Begierde, weiter zu kommen, wurde allgemach so stark in ihm, dass er eines Morgens wieder sein Ränzlein schnallte, den Knotenstock zur Hand nahm, die Haustür zuschloss und lustigen Sinnes davonging. An Lebensunterhalt konnte es ihm nicht fehlen, denn wenn er Hunger spürte, so pfiff er mit dem Pfeifchen und sogleich kamen ein paar Feldhühner oder Krammestsvögel herbeigeflogen; die rupfte er sich, zündete ein Feuer an und briet sie. So lebte er im Überfluss und zog neu gestärkt von dannen.

Am dritten Tag gelangte er in einen Wald, da waren Räuber, die wollten ihn umbringen. Meister Schneiderlein pfiff auf seinem Pfeifchen und die Räuber liefen über Hals und Kopf davon. Eines Tages aber hatte sich das Schneiderlein am Fuß eines Berges gelagert und unter einer alten Eiche sein Mittagsschläfchen gehalten.

Als er jedoch weiterging, ließ er unglücklicherweise sein Pfeifchen liegen. Er merkte es nicht, sondern stieg munter den Berg hinan, bis er auf der Höhe war. Dort wohnte ein roher wilder Mann, der pflegte alle Fremden, die sich hierher verirrten, in ein tiefes Loch im Berg zu werfen, aus dem niemand mehr herauskam. Er saß immer vor seiner Tür und kämmte seinen langen, langen Bart; neben ihm aber lag ein weißer Stab, an dem ein Gemshorn befestigt war. Der Stab hatte die Eigenschaft, dass er länger und kürzer werden konnte. Kam nun ein Fremder in seine Nähe, so streckte er den Stab nach ihm aus und zog ihn am Kragen herbei. Also erging es auch dem armen Schneiderlein.

Der alte Graubart hatte ihn kaum erblickt, da wuchs der Stab zu einer langen Stange und packte ihn beim Nacken. Schnell griff das

Schneiderlein nach seinem Pfeifchen; aber er suchte vergebens. In aller Geschwindigkeit durchwühlte er seine Säcke, das Pfeifchen jedoch war nicht zu finden, und als er eben die letzte Tasche umwendete, hatte ihn auch der Alte schon zu sich herangezogen. "Was bist du denn für ein sonderbarer Geselle?" redete er ihn in barschem Ton an. - "Ich bin meines Handwerks ein Schneider", sagte er, "und steh' euch mit meiner Geschicklichkeit zu Diensten!" - "Ach so", rief der Alte, "solche Leute kann ich brauchen. Ich hab' da einen Sack, worin ich meine Hirse aufbewahrt habe. Er ist vor Alter schon ein bisschen durchlöchert; den kannst du mir flicken; hüte dich aber, dass du kein Loch übersiehst! Wenn ein einziges Körnlein durchfällt, so bist du verloren!"

Da ward es dem Schneiderlein sehr angst und bange. Doch ließ er sich's nicht merken, sondern sagte: "Gebt ihn nur her; ich will gleich damit fertig sein!" Nun reichte ihm der Graubart einen alten zerlumpten Sack, der hatte viel hundert Löcher. Das Schneiderlein ließ sich aber nicht abschrecken, sondern fing an, zu nähen und zu nähen, wendete den Sack nach rechts und wendete ihn nach links und fuhr mit der Nadel so weit aus, dass sich der Alte über seine Geschicklichkeit gewaltig wunderte. Endlich glaubte er fertig zu sein, er besah den Sack von allen Seiten und konnte nirgends mehr ein Loch entdecken.

"Die Arbeit wäre getan", sagte er, "jetzt gebt mir meinen Lohn!" Da schöpfte der Alte von einem Haufen Hirse, der danebenlag, etwas in den Sack und hielt ihn in die Höhe. Aber zu des Schneiders Schrecken lief die Hirse heraus auf die Erde. "Komm, ich will dir den versprochenen Lohn geben!" schrie der Alte. "Da unten sollst du mehr Arbeit finden!" Mit diesen Worten packte er das Schneiderlein, steckte es in den Sack und warf ihn in das Loch hinunter.

Es dauerte lange Zeit, bis das Schneiderlein seine fünf Sinne wieder beisammen hatte. Das erste, was er tat, war, dass er seine große Schere herauszog und ein Loch in den Sack schnitt. Dann schlüpfte er heraus und sah sich um. Er befand sich in einer weiten Höhle, in welcher viele tote Menschen lagen, die der Alte hinab geworfen hatte. Das Schneiderlein war aber in großer Angst, wie es da herauskommen sollte, nirgends konnte er einen Ausgang finden. Zudem war es fast ganz dunkel um ihn her; denn das Licht von oben reichte kaum hin, um die verworrenen Gestalten zu unterscheiden. Wie er aber so in Verzweiflung dasaß, sah er plötzlich, dass ein Fuchs an einem Leichnam nagte. Da ging ihm ein Hoffnungsstrahl auf. "Wo ich hereingekommen bin", dachte er, "da kann ich auch hinaus!" Er schlich sich also leise hinzu und packte den Fuchs beim Schwanz; der Fuchs aber lief mit ihm in einen engen

Gang, der mit einem Loch endete, das, obgleich das Schneiderlein sehr schmächtig war, doch für ihn zu klein gewesen wäre, um hindurch zu kommen. Allein er wusste sich zu helfen, indem er mit seiner Schere nach rechts und nach links stieß, so arbeitete er sich zum Berg hinaus.

Zu verwundern war es, dass er gerade da heraus kam, wo er am Mittag sein Schläfchen gehalten hatte. Da fand er zu seiner großen Freude sein Pfeifchen wieder. Das verwahrte er gut und zog damit fort.

Er war aber noch nicht weit gekommen, da sah er, wie auf der Straße sich Staub erhob, konnte jedoch nicht erkennen, woher er rühre. Als er näher hinzukam, sah er, dass es zwölf kleine Bürschchen waren, alle mit roten Höschen angetan, die schritten so keck einher, dass sie eine große Staubwolke vor sich trieben. "Ei, seid uns gegrüßt, wertester Oheim!" sagten sie. "Wo kommt ihr her?"

Da sah das Schneiderlein, dass es seine Neffen, die zwölf Rothöschen waren. Er begrüßte sie gar freundlich und sie setzten sich zusammen unter einen Baum. Das Schneiderlein zündete ein Feuer an, um das sie sich lagerten, und die Rothöschen erzählten, was ihnen auf der langen Reise durch die Welt begegnet war. Als sie damit fertig waren, stellte sich jedes auf ein Bein und schlief. Das Schneiderlein legte sein Ränzel unter den Kopf und träumte bis zum anderen Morgen.

Als alle wieder wach waren, sprach das Schneiderlein: "Meine lieben Neffen! Ich will euch einen Vorschlag machen; wir wollen miteinander reisen und Freud' und Leid zusammen tragen. Finden wir dann einmal ein Glück, so teilen wir uns redlich darein!" Die zwölf Rothöschen waren damit zufrieden. Da beschlossen sie, in eine große Stadt zu gehen, die nicht weit weg lag. Um jedoch ganz unerkannt hineinzukommen, erklärte das Schneiderlein, er wolle die zwölf Rothöschen in seinen Ranzen stecken. Er marschierte also lustig darauf los und kam am Morgen in die Stadt.

Kaum aber war er zum Tor hereingegangen, da hörte er einen Mann zu seinem Nachbarn sagen: "Wenn ich doch nur einen Gehilfen hätte, ich hab' so viele Kleider zu machen, dass ich mir gar nicht mehr zu helfen weiß!" - "Da steh' ich euch bestens zu Diensten!" rief das Schneiderlein. "Ihr sollt mit mir zufrieden sein; denn

ich arbeite für dreizehn!" - "Oho", sagte der Mann, "was ist denn das für ein kleiner Prahler? Für einen halben Mann - willst du sagen?" - "Gewiss nicht!" antwortete das Schneiderlein. "Macht nur einmal die Probe!" Der Mann aber dachte: "Ein halber Arbeiter ist doch besser als gar keiner; ich will ihn einmal zu mir nehmen!" Da führte er ihn in sein Haus, setzte ihn auf einen großen Tisch und legte ihm einen Rock zum Nähen vor. "Seid so gut", sagte das Schneiderlein, "und gebt mir gleich noch zwölf andere, damit ihr seht, dass ich nicht gelogen habe!".

Der Mann wusste nicht, was er sagen sollte, um ihm aber doch den Willen zu tun, schleppte er noch zwölf zugeschnittene Röcke herbei und ging weg. Meister Schneiderlein verschloss die Tür, holte seine zwölf Rothöschen heraus und ermahnte sie: "Jetzt macht eurem Meister keine Schande!" Da fingen die zwölf an, zu nähen, und ruhten und rasteten nicht, bis alles fertig war; als sie aber den letzten Rock an den Nagel gehängt hatten, stellte sich ein jeder ans Fenster und verschlang ein reichliches Mahl von Sonnenstrahlen. Der Schneider dagegen begnügte sich mit einem Butterbrot. Darauf steckte er die Rothöschen wieder in seinen Ranzen und rief den Meister. Als dieser hereintrat und

die dreizehn fertigen Röcke erblickte, da konnte er sich vor Erstaunen kaum fassen. "Ach du Herzensschneiderlein!" sagte er und fiel im um den Hals. "Du bist die schönste Perle in meiner Schneiderkrone! Bleib' bei mir, du sollst es gut haben!" Meister Schneiderlein lächelte ganz zufrieden und meinte: "Macht nur nicht so viel Wesens daraus; das ist mir eine Kleinigkeit. Ich kann noch ganz andere Dinge!" - "O, ich bin mit diesen schon zufrieden!" sagte der Mann. "Jetzt lasst's euch aber wohl sein!" Damit holte er ein Fläschchen Wein und trank mit ihm auf seine Gesundheit.

Das Schneiderlein arbeitete fortan zur großen Zufriedenheit seines Herrn, so dass alle andern Meister der Stadt diesem neidisch und gram wurden. Zu der Zeit brach ein Krieg aus und der König, der in der Stadt wohnte, ließ alle Zeichendeuter vor sich kommen und befragte sie, wen er zum obersten Befehlshaber seiner Heere erwählen sollte. Da nannten sie ihm den Namen eines vornehmen Mannes, den ließ der König kommen, umgürtete ihn mit einem silbernen Schwert und schnallte ihm silberne Sporen an die Stiefel. Dann ließ er ihn auf ein schönes Pferd steigen und begleitete ihn vor die Stadt hinaus und das Heer zog gegen die Feinde, doch am dritten Tag ward es geschlagen, so dass es auf schmähliche Weise nach Hause floh. Da ließ der König den Mann, den er zum Kriegsobersten gesetzt hatte, in den Turm werfen, nachdem er ihm das silberne Schwert und die silbernen Sporen abgenommen hatte.

Darauf berief er wiederum die Zeichendeuter und fragte sie noch einmal, wen er zum Oberbefehlshaber über das Kriegsheer setzten sollte. Da nannten sie ihm einen noch viel vornehmeren Mann, den ließ der König vor sich kommen und umgürtete ihn mit einem goldenen Schwert und schnallte ihm ein Paar goldene Sporen an die Stiefel. Dann setzte er ihn auf ein schönes Pferd und geleitete ihn bis vor die Stadt. Das Kriegsheer wurde aber ebenso geschlagen wie das vorige Mal und kam in schimpflicher Flucht zurück.

Da war der König sehr erzürnt; er nahm dem Kriegsobersten das goldene Schwert und die goldenen Sporen und warf ihn zu dem andern in den Turm hinab. Die Zeichendeuter aber jagte er aus der Stadt bis auf einen, zu dem sprach er: "Wenn du nicht in drei Tagen mir einen Kriegsobersten nennst, der meinem Heer Sieg verschafft, so lasse ich dich in einen eisernen Käfig setzten und ins Feuer werfen!" Da erschrak der Zeichendeuter sehr und schlug alle seine Bücher nach, aber er konnte den Mann nicht finden. Schon waren zwei Tage der Frist verflossen, die ihm der König gesetzt, da hatte er in der Nacht einen Traum, darin wurde ihm verkündigt, in der Stadt sei ein Mann, der arbeite soviel wie dreizehn

andere, den solle der König zum Heerführer machen. Froh über diese Entdeckung lief er alsbald zum König und erzählte ihm den Traum. Da ließ der König alle großen und starken Leute vor sich kommen; aber keiner konnte mit Wahrheit behaupten, dass er für mehr als höchstens zwei Mann arbeiten könne. Der König ließ nun öffentlich ausrufen, dass er demjenigen eine große Belohnung zugedacht habe, der das vermochte. Doch niemand wollte sich melden.

Der Herold, der dies öffentlich verkündigte, kam auch in jene Gegend der Stadt, wo das Schneiderlein arbeitete, und dessen Meister hörte die Bekanntmachung. Da sagte er zu seiner Frau: "Schweig' mir ja still und verrate es niemandem, dass bei uns der Mann ist, den der König verlangt! Denn wird er uns genommen, so ist unser bestes Kleinod dahin!" Die Frau versprach ihm, zu schweigen. Als aber der Herold zum drittenmal in die Gegend kam, da konnte sie sich nicht mehr zurückhalten; denn er versprach auch demjenigen eine große Belohnung, der dem König nur sagen konnte, wo ein solcher Wundermann sei. Wie darum ihr Mann gerade ausgegangen war, stellte sie sich unter die Haustür und rief den Herold herein. "Wenn ihr mir versprecht,

zu schweigen", sagte sie, "so will ich euch wohl angeben, wo der Mann zu finden ist, er sitzt oben in unserem Stübchen und arbeitet täglich so viel als dreizehn andere. Mein Mann hat die Hälfte seiner Gehilfen entlassen!" Der Herold versprach ihr zwar, zu schweigen, aber er tat es nicht, sondern lief eiligst zum König, ihm die neue Nachricht zu verkünden.

Der König ließ alsbald den Meister rufen, bei welchem klein Schneiderlein arbeitete, und fragte ihn ob er wirklich einen solchen Mann im Hause hätte. Der Schneider konnte nicht länger leugnen. "So bring' ihn mir auf der Stelle hierher!" befahl der König. Der Frau des Schneiders aber schickte er ein prächtiges goldgesticktes Kleid und ein Paar goldene Ohrringe zum Geschenk.

Also ward das Schneiderlein von seiner Arbeit weggenommen, in eine herrliche Kutsche gesetzt und zum König gefahren. Als dieser ihn jedoch erblickte, da brach er in ein so lautes Lachen aus, dass sein goldener Thron wackelte und ihm der königliche Szepter aus der Hand fiel.

"Das soll der berühmte Mann sein?", rief er und lachte noch toller. "Nun gut! Komm, ich will dich ausstaffieren, wie es dir geziemt!" Da ließ er ihm ein Paar rote Strümpfe und ein gelbes Röckchen anziehen, dieses hatte am Kragen eine Krause von Goldpapier; das war in tausend Falten gelegt und stand ihm weit um den Hals herum. Auf den Kopf wurde ihm ein blauer Hut mit einer großen Hahnenfeder gesetzt.

Nun nahm der König eine große, große Nadel, die steckte er dem Schneiderlein statt eines Degens an die Seite und ließ ihm auch ein paar Nähnadeln in die Absätze seiner Schuhe schlagen, statt der Sporen. Das Schneiderlein aber meinte, es müsste so sein, und als es so ausgerüstet war, sah es in einen großen Spiegel, beschaute sich von vorne und von hinten und bekam eine hohe Meinung von seiner ansehnlichen Gestalt.

Darauf ließ ihm der König ein kleines Pferdchen vorführen und setzte ihn darauf. Als er ihn aber fortgeleiten sollte, da sprach das Schneiderlein: "Herr König, ihr werdet mir zugutehalten, wenn ich mir vorher noch eine Gnade ausbitte! Ich habe noch zwölf Neffen, die müssen notwendig mit mir in den Krieg ziehen!" Da lachte der König aufs Neue und sprach: "Ja, lass sie nur kommen!"

Nun rief das Schneiderlein den Herold herbei, der musste ihm seinen Ranzen bringen. Als er geöffnet ward, sprangen die zwölf Rothöschen heraus und verneigten sich gar ehrerbietig vor dem König. Der konnte sich vor Verwunderung gar nicht fassen. "Bringt mir geschwind noch zwei Pferde!" befahl er.

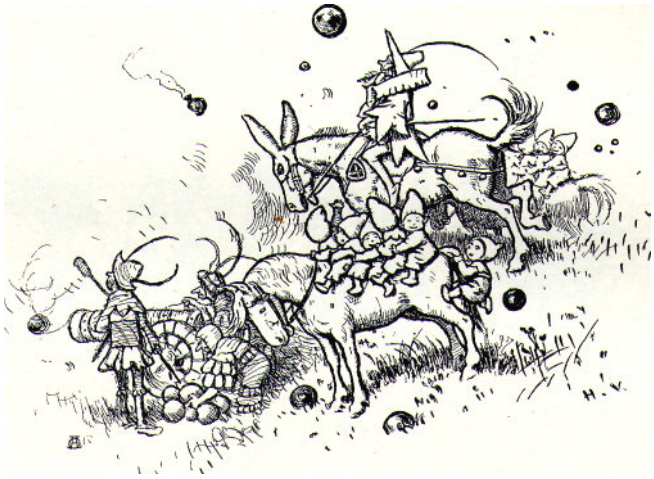
Da brachte man zwei weiße Pferdchen und auf jedes setzten sich sechs Rothöschen.

So zogen sie aus dem Palaste und die ganze Stadt lachte, als sie die sonderbaren Kriegshelden sah. Der König geleitete sie noch ein Stück weit und kehrte in sein Schloss zurück.

Am dritten Tag aber kamen sie auf eine große Ebene, die war ganz von vielen Tausenden von Feinden bedeckt. Da stellte das Schneiderlein sein Heer in eine große Reihe und ritt ganz ernsthaft wie ein wahrer General an die Linie herunter. Er sprach seinen Soldaten Mut zu und versicherte sie im voraus des vollkommenen Sieges. "Seht", sprach er, "hier habe ich ein Pfeifchen; damit werde ich euch ein Zeichen

geben, wenn ihr den Feind angreifen sollt. Pfeife ich aber noch einmal, so kommt ihr wieder zurück!"

Darauf ritt er mit den Rothöschen auf einen Hügel, und als der Trompeter blies, hielt er sich fest am Sattelknopf, weil er fürchtete, der starke Schall möchte ihn herunterwerfen. Unterdessen hatten aber auch die Feinde ihre Schlachtordnung gemacht und rückten heran, da zog das



Schneiderlein sein Pfeifchen heraus und pfiff drei Mal. Kaum war der Ton zu den Ohren der Feinde gekommen, da warfen sie schleunigst ihre Waffen weg; des Schneiderleins Heer aber verfolgte sie bis an einen Fluss, wo sich die Feinde teils hineinstürzten, teils lebendig gefangen wurden. Dann pfiff er abermals, und als die Seinigen zurückkamen, zog er siegreich an der Spitze der Truppen in die Stadt.

Der König hatte aber unterdessen in seinem Palast nachgedacht, wie er dem Schneiderlein bei seiner Rückkunft begegnen sollte, denn das hätte er sich nimmermehr vorgestellt, dass er der Mann sein könnte, der ein feindliches Heer in die Flucht schlüge. Bald hatte er gemeint, er wolle ihn zu den anderen in den Turm werfen, bald hielt er es für lustiger, ihn noch abenteuerlicher anzukleiden und auf einem Esel durch die Stadt reiten zu lassen.

Da verkündete ihm der Turmwächter, dass das Heer in guter Ordnung zurückkäme. Das konnte er nicht glauben. Er wollte sich selbst

überzeugen und ritt daher mit seinem ganzen Hof vor die Stadt hinaus. Er war aber noch nicht weit geritten, da begegnete ihm ein großer Zug gefangener Feinde; hierauf folgte das Schneiderlein mit gezogenem Degen und zu seiner Rechten und Linken die zwölf Rothöschen auf den weißen Pferden; hinter ihnen marschierte das ganze Heer und jeder der Soldaten trug eine Waffe oder ein Kleidungsstück, das er erbeutet hatte. Das Schneiderlein aber ritt vor den König, verneigte sich tief und sprach: "Es soll mich freuen, Herr König, wenn ihr zufrieden seid!"

Der König war hoch erfreut über die Taten seines Generals. "Zierde meines Reiches!" sprach er. "Wie soll ich dich belohnen? Soll ich dich zum Statthalter einer Provinz machen? Soll ich dir einen Palast anweisen? Bitte dir von mir aus, was du willst, ich werde es dir gewähren!"

Das Schneiderlein verbeugte sich tief vor dem König und sprach: "Gnädiger Herr, wenn ich euch um eine Gnade bitten darf, so lasst mein Häuschen ein wenig größer bauen, damit ich mit meinen werten Neffen gemächlich darin leben kann!" - "Das soll geschehen!", sagte der König und zog im Triumph in die Stadt. Das Schneiderlein aber blieb noch eine Zeit lang und ward in hohen Ehren gehalten.

Der König ließ einen geschickten Maler rufen; der musste die

ganze Begebenheit malen, besonders aber waren das Schneiderlein und

die zwölf Rothöschen ganz vorn auf dem Bild zu sehen, so natürlich, als ob sie lebten.

Dann verabschiedete sich der Held beim König und zog in seine Heimat. Aber statt seines Häuschens fand er einen großen Palast und dabei war ein prächtiger Garten. In dem Garten war noch ein kleines Gärtchen und in dem Gärtchen stand ein kleines Häuschen; das war des Schneiderleins Häuschen noch gerade so, wie es vordem gewesen war. Er schloss es auf und fand noch alles, wie es gestanden hatte; sogar der Topf mit Kartoffeln war noch auf dem Herd.

Da beschloss er, von jetzt an in Ruhe zu leben und sein Glück zu genießen. Damit er sich aber immer seines ehemaligen Lebens erinnere, nahm er sich vor, jede Woche einen Tag in dem Häuschen zu wohnen und zu arbeiten, wie er getan hatte. Die zwölf Rothöschen blieben bei ihm und vertrieben ihm die Zeit mit lustigen Erzählungen von den weiten Wanderungen, die sie gemacht hatten, und so führten sie zusammen ein höchst angenehmes und zufriedenes Leben.